

Leseprobe aus:

Olaf Kühl

Tote Tiere



ROMAN

OLAF KÜHL

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Die Frauen waren zu Hause geblieben. Es war ihnen zu unheimlich gewesen, an diesem Nachmittag, unter immer dichterem Wolken, noch loszuziehen. Das Risiko lockte sie nicht. Vielleicht saßen sie einfach lieber in der Küche und redeten.

So gingen wir allein. Andrzej wollte uns die Berge zeigen, einen Marsch durch die Gegend machen. Der Schnee lag knöchelhoch, die Tannen trugen schwere weiße Hauben. Im Dorf war die Straße noch ein Kinderspiel, doch dann querten die ersten Bäche den Weg, später Flüsse, zugefroren und mit Puderschnee bedeckt. Als wir das Dorf schon weit hinter uns gelassen hatten, stapften wir lange am steilen Ufer eines vereisten Flusses entlang und kamen allmählich höher ins Gebirge.

Seit Stunden waren wir unterwegs, viel länger als geplant. Keiner von uns wusste noch, wo wir waren. An einer Stelle hatte Andrzej gesagt: «Kommt, eine Abkürzung», und war im Unterholz verschwunden. Es wurde schon dunkel, und wir schlugen uns durch einen Wald, der immer düsterer wurde. Ständig mussten wir stehen bleiben und warten, wenn einer in den tiefen Fußstapfen der anderen nicht schnell genug vorwärtskam.

Anfangs hatten wir viel geredet, nicht Andrzej, er redet nie viel, aber Bogdan hatte von seinen Erfahrungen als Be-

rater der Weltbank in Rumänien und Moldau gesprochen, was Andrzej sehr interessierte, später, als wir müde an einem Hochsitz Rast machten, auch von seiner Scheidung, was nur noch mit einem Brummen quittiert wurde. Darüber war die Zeit vergangen. Ich hatte mich ganz auf Andrzej verlassen, der dieses Gelände wie seine Westentasche kannte.

Doch irgendwann blieb ich stehen. «Ist ja wie im ‹Weißen Raben›», sagte ich.

«Ja, aber die Altersheim-Version», erwiderte Andrzej trocken. Er atmete schwer. Ich sah, wie er einen jungen Buchenstamm umklammerte. Das war nicht nur körperliche Erschöpfung.

Von den Zweigen rieselte uns der weiße Staub in die Kragen, pappig schob sich der Schnee in die Hosenbeine. Meine Lederstiefel waren durchnässt. Obwohl es dunkel wurde und kalt war, hatte ich noch keine Angst, im Gegenteil. Alles sah allmählich nach einem Abenteuer aus, wie im echten Männerleben, aber das täuschte. In Wirklichkeit war es nicht besonders gefährlich. Wir konnten höchstens ein, zwei Stunden Fußweg von Wołowiec entfernt sein. Nicht ausgeschlossen, dass wir im Kreis gegangen waren, dann befanden wir uns vielleicht ganz in der Nähe des Dorfes. Die Zivilisation war um die Ecke. Es wäre nicht einmal eine Gefahr, unbeabsichtigt auf das Gebiet der Slowakei zu geraten – es gab ja keine Grenzen mehr, keine Wachposten und keine bewaffneten Patrouillen.

Ich kannte diese Kälte, und ich kannte diesen Schnee. Nicht von den endlosen, hartgefrorenen Ebenen vor Stalingrad, über die der Wind feines Pulver fegte, schneidend wie die Kante eines Blatts Papier. Eher aus einer späteren Zeit. Damals lief ich Schlittschuh auf dem Teich im Stadtpark. Die Dunkelheit brach langsam herein, so wie jetzt. Fast alle anderen Kinder waren schon nach Hause gegan-

gen. Der Frost betäubte das Gesicht. In der geheizten Wohnung würden meine Finger höllisch brennen, wenn sie wieder auftauten, aber das war nicht der Grund, weshalb ich nicht nach Hause wollte. Wenn ich noch ein bisschen länger bliebe, glaubte ich, würde etwas Besonderes geschehen, für das ich nicht einmal Worte hatte. In Wirklichkeit habe ich dann immer gekniffen; nie habe ich diese Kälte, diese grausame Klarheit der Welt bis zu Ende ausgehalten. Sie rief und lockte, doch ich schreckte jedes Mal vor ihr zurück. Ich fügte mich, ging heim, zog Handschuhe, Mütze und Pullover aus, wusch mir mit kaltem Wasser die Hände und setzte mich ins überheizte Wohnzimmer, wo mein Vater Schuberts «Winterreise» auf dem Klavier spielte, wenn nicht schon die Tagesschau lief. Später kam Amerika ins Haus, Miami, Fury, Flipper und Bonanza. Eine ganz andere, viel hellere Welt, in der man jede Einzelheit sonnenklar zu erkennen glaubte. Bei uns war alles dämmrig, warm und gemütlich, aber genau das war die Quelle einer unbestimmten Angst. Ich wusste, das Zuhause bot keine Sicherheit. Es war im Grunde so schwach wie mein Vater selbst mit seinen gar nicht lang zurückliegenden Erlebnissen, über die er nie mit uns sprechen wollte. Nachts stürzte diese Fassade ein, in meinen Träumen, wenn böse Männer in unsere Wohnung einbrachen und alles auf den Kopf stellten. Notdürftig versteckten wir uns hinter der Wohnzimmergarnitur, in jedem freien Winkel, den wir fanden. Wenn es hell wurde, hörte ich nur noch, wie ihre Schritte sich über die langen Gänge entfernten. Die Türen waren bereits zugeschlagen, bevor ich erwachte, die leeren Fensterhöhlen der ausgebrannten Häuser, die ich vom Klettergerüst auf dem Spielplatz sah, waren zugemauert.

Je größer ich wurde und je mehr ich verstand, desto stärker fühlte ich mich bevormundet. Später hatte ich bisweilen

den Eindruck, ich sei mein ganzes Leben mit einer scheinbaren Zeit abgespeist worden, mit aufgeplusterten Jahren, die in sich zusammenfallen würden wie Zuckerwatte und deren einzige Aufgabe es war, mir die schmerzliche Vergangenheit vom Leibe zu halten.

Doch die Wahrheit verging nicht – dafür bin ich ihr dankbar. Sie welkte nicht, sie wartete auf mich wie eine treue Geliebte. Wir beide waren anspruchslos. Es genügte mir, wenn ich ab und zu einen Wink bekam, der das geheime Einverständnis zwischen uns am Leben hielt.

Kürzlich stieß ich beim Umsteigen am Potsdamer Platz auf einen Durchgang zwischen zwei ockergelb gestrichenen Stützmauern unter einer Treppe. Er war für heutige Verhältnisse viel zu schmal und beängstigend niedrig. Man musste sich fast bücken, um dort hindurchzugehen. Vielleicht ist er für die Körpergröße der zwanziger Jahre ausgelegt, vielleicht war er nie als Durchgang gedacht und ließ sich bei der Modernisierung des Bahnhofs einfach nicht beseitigen. Aus statischen Gründen, könnte man sagen. Gründe zu finden ist nie das Problem. Durch diesen Tunnel waren einst Versprengte aus der Reichskanzlei gekommen. Sie hatten den Anschluss an den Haupttrupp verloren, der sich in Richtung Norden durch die U-Bahn aus der Stadt schleichen wollte. Dicht nebeneinander auf den Bahnsteigen lagen Verwundete, Mütter mit Kindern, und suchten Schutz vor den Kämpfen, die oben in der Stadt tobten.

Mich zog an diesem Silvesterabend in den Beskiden nichts zurück an den flackernden Kamin im Holzhaus, wo die Freunde aus Warschau und Krakau zusammensaßen und sich in Feierlaune tranken. An der steilen, verschlammten Zufahrt zu Andrzejs Grundstück parkte die gehobene Mittelklasse, teure Geländewagen. Ausgesprochen sympathi-

sche Leute, erfolgreich im neuen Polen, als Verleger, Anwälte oder Finanzberater, viele von ihnen jünger als ich. Aber in diesem Augenblick spürte ich kein Bedürfnis nach ihrer Gesellschaft. Sie waren mir zu wenig fremd.

Dann waren da diese Knochen. Andrzej hockte schon unten in der Mulde. Was er gefunden hatte, konnte ich erst nicht erkennen. Ich hielt mich beim Abstieg an einem Ast fest, rutschte ab und landete im Schnee. Dabei verstauchte ich mir den Fuß.

Knochen. Kein Skelett, sondern Knochen, überall verteilt. Ein Stück von der Halswirbelsäule mit dem Schädel. Einem Teil des Schädels – der Unterkiefer fehlte. Weil er abgerissen war, sah das Ganze aus wie ein schmaler, länglicher Vogelkopf. Schneekristalle glitzerten auf den Zähnen.

«Eine Hirschkuh», flüsterte Andrzej.

«Warum Kuh?»

«Siehst du ein Geweih?»

Fast reglos kniete er da und betrachtete eine Keule, an der nur noch ein paar blassrote Strähnen hafteten. Ungeduldig warteten die Krähen in den Bäumen, dass wir sie wieder an ihren Fraß ließen. Manche hüpfen frech um uns auf dem Boden herum.

Andrzej blieb in der Hocke und starrte das Gerippe an, ich stand schweigend neben ihm. Zu Hause warteten die Gäste, doch wir hatten es nicht eilig. «Was wäre, wenn wir uns jetzt verlaufen?»

Mein Handy piepte. Ein slowakisches Netz. Wir konnten nicht weit von der Grenze sein. Ich kam nur noch hummelnd voran, der umgeknickte Fuß tat höllisch weh.

Am Bahnhof Klosterstraße in Berlin stieg ich aus der U-Bahn. Eine Frauenstimme vom Band wies umständlich

auf das Rauchverbot hin. «Verehrte Fahrgäste, zur Verbesserung der Sauberkeit und aus Rücksichtnahme auf Nichtraucher ...» Lebendes Personal suchte man hier schon lange vergeblich. Das Zugabfertigerhäuschen auf der Mitte des Bahnsteigs, in dem sich früher Uniformierte am Mikrophon mit raschen Seitenblicken vergewisserten, ob niemand im letzten Augenblick die Tür aufriss, war verlassen, die Scheiben waren mit Spiegelfolie verklebt. Nur die toten Augen der Überwachungskameras hatten noch alles im Visier. Unschärf zeichnete sich auf einem kleinen Bildschirm die Silhouette eines Mannes ab, der die gewölbte Hand zum Gesicht hob. Als ich den Blick an der Kamera vorbei in die Wirklichkeit richtete, sah ich ihn. Tatsächlich – am anderen Ende des Bahnsteigs zündete sich der Mann im Trenchcoat in aller Ruhe eine Zigarette an.

Auf der Treppe schlug mir der eisige Wind so heftig den Schneestaub ins Gesicht, als hätte mein Vordermann einen Tannenzweig zurückschnellen lassen. Ich wollte nicht zu früh kommen und spazierte in aller Ruhe über den Alexanderplatz zum Bus. In einigen Fenstern des Roten Rathauses brannte noch Licht.

Über einem Lüftungsschacht der U-Bahn erwischte mich wieder der beunruhigende Hauch der Vergangenheit, diese Luft wie aus einem verbrauchten Staubsaugerfilter, die Mischung aus verschwitzter Kleidung, Tunnelmief, dem Eisen der Schienen und dem Asbest der Bremsen.

Im Vergleich zu den Schneemassen in Polen waren das hier armselige Reste, längst der Übermacht des nassen schwarzen Asphalts ergeben. Die Stadtreinigung hatte noch nicht alle Luftschnangen und Knallkörper weggefeigt. An der Haltestelle Unter den Linden stieg ich aus dem Bus und ging über die Straße.

Der russische Botschafter in Berlin feierte eines sei-

ner potemkinschen Feste. Mehr oder weniger prominente Gäste strömten in den gewaltigen, von einem hohen Eisenzaun abgeriegelten Bau, um sich unter der byzantinischen Kuppel mit dem roten Stern ablichten zu lassen und anderntags die Seiten der Boulevardzeitungen zu schmücken. Eine Handvoll Anhänger von Amnesty International protestierte vor dem Gebäude. Wieder einmal war eine Journalistin in Russland ermordet worden – man hatte sich fast schon daran gewöhnt. Der Botschafter hatte im letzten Augenblick versucht, die Kundgebung verbieten zu lassen.

Ich tastete nach meiner Einladungskarte, war im Begriff, durch das schmiedeeiserne Tor zu gehen, sah schon den Metalldetektor dahinter und den Botschaftsmitarbeiter, der die Pässe kontrollierte, und setzte einen Fuß nach vorn, da geschah etwas Merkwürdiges. Mir wurde bewusst, dass der Knöchel, den ich mir in Wołowiec verstaucht hatte, nicht mehr wehtat. Man merkt ja normalerweise nicht, wenn etwas nicht wehtut. Man merkt den Schmerz. Und ein leichter Schmerz ist hilfreich, er bewahrt vor der Euphorie. Beim Waldlauf knickte ich meist dann um, wenn ich meinen Tagträumen allzu narzisstisch ihren Lauf ließ. Die Katastrophe kam, wenn ich mich zu sicher fühlte.

Bis heute sah ich die anthrazitglänzende Karosserie des BMW-Cabrios vor mir, das wie schwerelos im strahlenden Sonnenlicht die Volodymyrska-Straße hinunterglitt, von der St.-Andreas-Kirche bergab Richtung Stadtzentrum, damals nach der ersten Nacht mit Kateryna in Kiew, als wir vom rauschhaften Glück der neuen Liebe erfüllt waren. Ich jubelte: Wie wunderbar ist das Leben, wie schön kann es sein nach so langer dunkler Zeit, und fast im selben Augenblick, ich hatte eine Sekunde nicht hingesehen, war da der gesplante Schädel auf dem Asphalt, das Hirn und das Blut und das verbeulte Blech des Trolleybusses.

Ich erschrak über meine eigene Empfindungslosigkeit. Ich spürte keinen Schmerz mehr. Manchmal hatte ich einen Kater, ja. Kopfschmerzen. Oder schnitt mich am Deckel einer Fischkonserve, die ich ungeschickt mit dem Messer zu öffnen versuchte.

Mein Freund und Nachbar starb eines Morgens ein Stockwerk unter mir. Ich hörte die Sirenen der Feuerwehr, das Knattern der Hubschrauber, aber ich kam im Halbschlaf überhaupt nicht auf die Idee, sie könnten etwas mit ihm zu tun haben. Erst Stunden später, im ICE nach Düsseldorf, erreichte mich die Nachricht auf dem Handy.

Die Schmerzlosigkeit sollte mich warnen. Das wurde mir hier am Eingang der russischen Botschaft bewusst. Leichten Fußes, als hätte ich nie die Absicht gehabt, dieses Gebäude zu betreten, machte ich im letzten Moment kehrt. Es war mir gleichgültig, ob jemand mich erkannt hatte. Ich drehte um und ging in Richtung Brandenburger Tor. Am Pariser Platz tauchte ich wieder in das Labyrinth unter der Stadt ein.

Andrzej Karymsiuk hätte über solche Probleme vermutlich nur geschmunzelt. Ihm ging es gut. Er schwamm auf einer Welle des Erfolgs. Mit seinem Namen, der halb arabisch, halb ukrainisch klang, zählte er längst zu den Großen der polnischen Literatur. Aber auch wenn er auf seinen Lesungen den hemdsärmeligen Polen gab, wenn er die Deutschen provozierte, unbefangen und doch sehr gezielt ihre wunden Punkte berührte – indem er die Vorschlaghämmer Zweiter Weltkrieg und Auschwitz auf sie niedersausen ließ –, um sie dann gleich wieder mit überbordender Liebe in seine Arme zu schließen und ängstlich kichern zu lassen, war Andrzej viel zu feinfühlig, um nicht zu merken, dass gerade die Art seines Erfolges in Deutschland ein Warnsignal

war. Ein Gespräch fand nicht mehr statt – Karymsiuk, das war inzwischen nicht nur eine Marke, sondern auch eine Maske.

Man brauchte ihn deshalb gar nicht erst von der Notwendigkeit zu überzeugen, etwas zu tun. Das Problem war, dass er nicht nach Russland wollte. Er weigerte sich hartnäckig, auch nur einen Fuß in dieses Land zu setzen. Tatjana, seine Übersetzerin, war traurig, sogar empört – nie gab es Lesungen in ihrer Heimat. Karymsiuk hatte ihr erzählt, wie eine Gruppe polnischer Ethnologen, die vor Ort russisches Liedgut studieren wollten, von der Miliz von einem Tag auf den anderen aus einem russischen Dorf vertrieben worden war, ohne Begründung. Und sie hatte erstaunt gefragt: «Ja, macht denn die polnische Polizei so etwas nicht?» Diese Episode erzählte Andrzej immer, wenn man ihn nach Russland fragte.

Nach Deutschland fuhr er auch nicht gern. Besonders die Herbstmonate waren ihm zu schade zum Reisen – wenn das Laub der Buchenwälder im tiefsten Rot leuchtete, sich kaum noch Besucher in sein abgelegenes Dorf verirrt und er dort seine Ruhe hatte, dann kamen ihm die besten Ideen. Aber in Deutschland konnte man wenigstens Geld verdienen. Deutschland war ein großer Teddybär – den durfte man knuffen und puffen, und er nahm gleichmütig jede Kritik hin. Doch dieses Land brauchte dringend Kritik, um nicht an seinem Wohlbefinden zu ersticken. Abarbeiten konnte man sich an ihm nicht, denn es war zu schlaff, unerreikbaar in seiner Arroganz wie ein Mensch im eigenen Fett. Jeder Schlag traf ins Weiche. Es war schon etwas Besonderes, wenn einmal ein älterer Mann während der Lesung aufstand und aus Protest den Raum verließ. Karymsiuks Auftritte folgten einer eingespielten Choreographie. «Catch as catch can.»

Die Lesereisen waren ermüdend, aber sie waren für ihn keine Herausforderung. Er genoss es, das Publikum zu dressieren, doch um diesen Zirkus länger als zwei, drei Tage auszuhalten, musste er sich betäuben. Nach so einem Abend stand er dann im Hotelzimmer, um vier, halb fünf Uhr morgens, und lauschte den Zügen, die in der Ferne vorbeifuhren, oder den Reifen der Laster auf dem Asphalt.

Ich wollte nicht, dass er an fehlender Härte zugrunde ging. Ich wollte Andrzej ins Feuer werfen, um zu sehen, dass er nicht verbrennt.

Schon im März war ich wieder bei Karymsiuk in Wołowiec.

«Vielleicht hast du einfach Angst, nach Russland zu fahren?»», provozierte ich ihn.

«Quatsch. Ich will nur nicht.»

«Du hast Angst, diese Erfahrung könnte dich umhauen.»

Er schwieg.

«Du könntest dir das wenigstens mal ansehen. Sonst redest du über ein Land, das du nicht kennst.»

«Aber was soll ich da? Ich kann mir vorstellen, wie es dort aussieht. Die Menschen sind eingeschüchtert und dumpf, sonst würden sie so ein Regime nicht dulden. Das geht schon seit Jahrhunderten so. Obrigkeitsdenken. Sie fürchten sich. Daran hat sich nichts geändert.»

«Dann fahren wir eben hin und tun etwas.»

«Zum Beispiel?»

«Irgendwas. Chodorkowskij befreien.»

Das war mir so rausgerutscht.

«Diesen Oligarchen?»

«Ja.»

«Warum denn das?»

«Weil das ein feiner Kerl ist, der völlig zu Unrecht sitzt.»

«Das sagst du.» Karymsiuk machte seinen Schmollmund. Er schürzte die Lippen und klemmte sich die rechte Wange zwischen die Backenzähne. «Irgendwas wird an den Vorwürfen schon dran sein.»

«Du redest wie alle, ohne nachzudenken.»

So begannen unsere Diskussionen. Beiläufig, fast spielerisch.

«Wo sitzt er?», fragte Andrzej.

«In Sibirien.»

«Sibirien, okay, das klingt schon besser. Meinetwegen. Nach Moskau oder Petersburg fahre ich jedenfalls nicht.»

Sibirien. Bei diesem Stichwort fielen mir die Gulags ein, die Straflager. Die verbannten Dekabristen im neunzehnten Jahrhundert. Zecken, Mücken und Schnaken.

«Abgemacht», sagte ich.

Die russischen Freunde in Berlin waren entsetzt. Von Chodorkowskij sagten wir gar nichts, ihnen genügte schon, dass wir nach Sibirien wollten. Sie rieten uns ab, ohne unsere wahren Pläne zu kennen.

«Auf keinen Fall mit dem Auto. Wenn ihr mit dem Auto fahrt, wird von euch keine Spur bleiben», sagte Elena, eine kluge Frau.

Und die andere Elena sagte: «Ihr seid verrückt. Dort leben nur Burjaten und ehemalige Häftlinge der Straflager, die nach ihrer Entlassung geblieben sind und Frauen geheiratet haben, die auch im Lager saßen oder zum Wachpersonal gehörten. Sadistisches, tumbes Volk. Täter wie Opfer. Und deren Nachfahren. Du kannst dir vorstellen, was das für ein genetisches Material ist. Sobald sie euch als Touristen aus dem Westen erkennen, werden sie euch überfallen und ausrauben. Die bringen euch um. Außerdem: Im Sommer ist es dort unerträglich. Ich weiß noch, wie ich einmal in einem Ferienlager am Baikal war. Mein ganzer Körper

war voller Fliegen. Ekelhaft. Ich musste meinen Vater anrufen, damit er mich nach Hause holt.»

Die Dekabristen hatte sie vergessen.

Chodorkowskij war damals freiwillig von einer Reise in die USA nach Moskau zurückgekehrt, obwohl sein Geschäftspartner Platon Lebedjew gerade verhaftet worden war. Mag sein, dass er dieses Warnsignal nicht ernst genommen hatte. Oder er wollte seine Kollegen nicht im Stich lassen, wollte den Konflikt ausfechten. Vielleicht hat er auch die Skrupellosigkeit und Feigheit derer, die ihn fürchteten und ihn ausschalten wollten, einfach unterschätzt. So klang er jedenfalls, als ich ihn das erste Mal gesehen hatte.

Es war vor ein paar Jahren im Hotel Adlon am Pariser Platz. Chodorkowskij hielt einen Vortrag im Festsaal des Hotels, der bis auf den letzten Stuhl besetzt war. Ich sah sein schmales, glattrasiertes Gesicht aus der Ferne, denn als ich kam, saß und stand die Menge bereits dichtgedrängt vor dem Podium. Im Rückblick kommt mir dieser Abend fast unheimlich vor. Chodorkowskij beantwortete auch Fragen nach seinem Verhältnis zum russischen Präsidenten. «Haben Sie keine Angst vor Putin?», fragte eine Frau aus dem Publikum. «Nein», antwortete er mit ruhiger Stimme, die angeblich auch ganz laut werden konnte. Es hieß, dass er Mitarbeiter seiner Firma vor versammelter Mannschaft zusammenstauchte, wenn er mit ihrer Leistung nicht zufrieden war. «Und Putin braucht auch vor mir keine Angst zu haben», fügte er ebenso leise hinzu. «Ich plane keinen Umsturz in Russland.»

Das war zu optimistisch. Wenige Wochen später wurde er bei einer Zwischenlandung in Nowosibirsk aus dem Flugzeug heraus verhaftet. Als einer von mehreren Oligarchen, die in den Kreml geladen waren, hatte Chodorkowskij zu-

vor auf die Korruption bis in höchste Kreise hingewiesen. Dazu gehörte Mut. Augenzeugen berichten, dass er blass war, dass seine Stimme gezittert habe.

Nach dem Vortrag in Berlin gab ich Chodorkowskij die Hand. Neben mir stand ein grauhaariger älterer Mann mit wachem Blick, den ich im Stillen Nosferatu nannte. Er war vor Jahrzehnten Redakteur einer moskautreuen Zeitung gewesen. Ich fragte mich, wie er sich hier unter den Vorzeigekapitalisten Russlands fühlte. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion wusste niemand mehr, was er denken sollte oder was die anderen dachten. Alle früheren Trennlinien waren über den Haufen geworfen. Dennoch mochte ich Nosferatu. Er war alt und unschädlich, wie eine Bombe mit abgelaufenem Haltbarkeitsdatum, er spielte seine Rolle als Graue Eminenz weiter – und er besaß Witz. Chodorkowskij betrachtete er durch eine rosa Brille: Kapitalist zwar, aber wenigstens Russe – und dadurch schon von Natur aus Revolutionär.

Gemeinsam gingen wir die paar Schritte vom Hotel zum Eingang der S-Bahn Unter den Linden. Was wir eben erlebt hatten, schien ihn nur gestreift zu haben – er war schon wieder von seiner Vergangenheit eingeholt. Daran merkte man am deutlichsten, dass er alt wurde. Irgendeine Erinnerung, eine Anekdote aus der DDR, eine konspirative Begegnung mit Konrad Wolf, hatte er ausgegraben und redete und redete ...

An jenem Tag in Berlin begann ich, Chodorkowskij zu mögen. Das war nicht nur eine Frage der Politik. Es war seine Person, er selbst. Sein Gesicht verriet eine Sensibilität, die selten geworden war bei den öffentlich auftretenden Russen. Die neuen Funktionäre wirkten zynisch und diszipliniert wie die alten Kommunisten, aber sie glaubten an nichts mehr. Das Ende der Jelzin-Ära hatte eine schlappe

Art von mutierten Scientologen emporgespißt. Sie wollten auf der Seite der Überlebenden sein, wollten siegen lernen, aber ob von der Sowjetunion oder anderen, das war ihnen egal. Im Vergleich zu ihnen besaßen viele der alten Sowjets eine geradezu subtile Reife, sie hatten sich im Laufe der schnell verfliegenen siebzig Jahre von gierigen Revolutionären zu milden, gesättigten Staatsmännern entwickelt. Gromyko, Falin, das waren Aristokraten im Vergleich zu diesen unbeherrschten Jungs.

Man muss, um das zu erkennen, vielleicht die berühmten Zehntelsekunden des Gesichtsausdrucks gesehen haben, die man nicht bewusst wahrnimmt und die dennoch entscheidende Signale aussenden. Im Studio eines Freundes in Berlin Mitte fand ich Gelegenheit dazu. Die Zeitlupe am Computer machte die verräterischen Sekundenbruchteile sichtbar. Eingefrorene Kinnpartien. Schmollende Lippen. Am eindruckvollsten waren die Mundwinkel, die auf beiden Seiten hochzuckten, wie bei zähnefletschenden Raubtieren.

Das Kunststück war, diese Männer zusammenzubringen. Mit Argumenten kam ich bei Andrzej nicht weit. Ich erzählte ihm bei jeder Gelegenheit von Chodorkowskij, ich versuchte, ihn mit meiner Sympathie anzustecken. Aber seine Begeisterung hielt sich in Grenzen. «Für mich hat der Mann kein Charisma», sagte er.

Das wollte noch nichts heißen. Denn auf einer beinahe wortlosen Ebene verstanden wir uns sofort: Befreiung, das war auch für ihn ein geradezu heiliger Begriff. Er selbst hatte, seit er laufen konnte, immer das Weite gesucht. Kreuz und quer durch Polen, in ziellosen Fahrten mit der Bahn, per Anhalter, auf der Ladefläche von Lastwagen. Reisen als Rausch, Flucht vor quälenden Fragen, unerklärlicher